

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 17 (1913)
Heft: [2]

Artikel: Adolf Frey : Festpiele [Schluss]
Autor: Fierz, Anna
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-587553>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Adolf Frey: Festspiele.

(Schluß).

Dank der Wahl und Bedeutsamkeit der Motive fallen die Schweizer in Freys Festspielen in die vielsartige Beleuchtung; ihr Charakter- und Schicksalsbild rundet und schließt sich. Wir sehen sie gefürchtet und wider Willen gelobt (Schwabenkrieg), geneckt und verspottet, wogegen ihre Empfindlichkeit sich stachelig wehrt, hämisch verhöhnt (Feldmarschall Biron bei Jöry), mit höflichem Schmeichelwort umworben (Sforza). Und verraten! „Herzog,“ hält Brandolf von Stein Karl dem Rühnen vor, „sie trauten Ritterwort!“ Von der Heimat hart zurückgewiesen, entrohnen sich die Geächteten vor Morgarten „den Todesweg“ für diese Heimat.

Eine große Schönheit, naturgemäß, gewinnen die Vorfahren, wo ein Strahl der Liebe aus den Augen ihrer Gefährten auf ihre Not und Standhaftigkeit fällt.

Aregger (bei Jöry zu Heinrich IV.):

„Sire,

Wir sollen diese niederkämpfen, heißtt
Der Marshall. Doch wir flehen: Schont sie! Nehmt sie
Zu Gnaden an! Es sind Landsleute, die,
Allein vom Feldsturm unerschüttert, männlich
Wunden und Tod erharren, während ihre
Soldherren — euer Stoß zerstübt sie —
Das Weite suchen.“

Aregger:

„Die Söhne eures Landes morden sich —
Wir sahen's heute wiederum — als hätte
Nicht eine liebe Mutter sie geboren.
Und diese Mutter watet tief in Korn
Und Neben. Aber unser heimisch Erdreich
Ist eng und steinig. In der Fremde draußen
Reift manches Schweizers Brot und tut das Grab
Sich manchem Schweizer auf. Verlieren wir
Das Herz zur Heimat und zu ihren Söhnen,
So werden wir landfahrend, unståt Volk,
Das keine Statt auf Erden hat und keine
Verdient. Drum sprechst uns lebig von dem bittern
Mordkampf mit Schweizern, die, der Uebermacht
Trotz bietend, Lob und Ehr verdienen für
Die Mannheit und der Königsgnade wert sind.“

Energie, Tiefe der Stimmung, oftmals Leidenschaft des Gefühls und immer Stärke der Einsicht verleiht Frey der eigenen historischen Betrachtung seiner Helden, ihren Neuüberungen also über ihre Vorfahren.

Ignaz Imboden:

„Zur Zeit der Bundesblüte zückten alle
Geschworenen Banner samthast in die Lüfte,
Sobald der Kriegshauch eins erst aufgeweht,
Wie Flammen aus demselben Schindeldach.
Ein Land, ein Zorn, ein Herr und eine Schlacht —
Das machte uns den großen Herren furchtbar.
Jetzt aber tritt der Feind ein Flämmchen nach
Dem andern mühlos aus — und uns zulebt!“

Nirgends ist die Entblözung von allen rhetorischen, theatralischen, romantisch-poetischen Elementen vollständiger als im Bundeschwur. Gleichzeitig imponiert dieses Stück durch bei aller Unauffälligkeit große künstlerische Vorzüge. Begreiflich durften wir, wo der schweizerische Geist sich selbst und seine staatsköpferische Tat darstellt auf kein Schillerisches Pathos rechnen. Auch würde es unserm Gefühl nicht angebracht erscheinen. Anderseits kann ihm doch nur eine Elitedarstellung Genüge leisten. Eine solche gibt Frey. Die eisern entschlossenen, staatsklugen Männer, ihr Zusammenkluz nach rath begrabenem Streit („Doch seht, Es fällt ein Segen auf den Zorn der Stunde Von oben her!“), ihr Gottvertrauen, ihr furchtbarer Ernst („Wir schwören, unser Schwert auf ihn [den

Abtrünnigen] zu zücken“), alles ist mittelst der glänzendsten Charakteristik und höchsten Sprachkraft zu einem meisterhaften Zeitbild und Bild heroischen Menschenlebens gestaltet. Ein Zugeständnis an den Stoff, der uns Schweizern an die Seele röhrt: Poesie dringt in die harsche Kraft des Ausdrucks wie der Strahl von Morgensternen ins Geist der Wettertanne.

Mit Heimattreue, mit schafthaftem Behagen und meisterlich ist das Thema Schweizerfuß durch die Festspiele geführt. „Ho, Lobe, nehmst all Tritt in Gottes Namen, Lobe!“ ruft der bei Laupen mit erlöschenden Sinnen ins Hirtental versehete Ländler. Bekanntlich empfand C. F. Meyer das Ergriffende dieser Szene im Laupenstreit stark. Heftig fahren die Degen aus der Scheide, wenn aus Feindeslagern der Spott ruf „Muh, Muh“ an Schweizerohren dringt. Schwaben treiben nach dem Gefechte bei Schwaderloo ihren Schabernack mit einer erbeuteten Schweizerfuß, die ihnen Werner dann wieder abjagen, was einen der köstlichsten historischen Schwänke schweizerischer Dichtung füllt.

Einen wundervollen Stoff behandelt das Festspiel „Die Jahrhunderfeier von Schillers Wilhelm Tell“: Schiller betritt kurz vor seinem Tode die von den Franzosenkämpfen zerrissene Urschweiz; Sänger, Seher, Tröster, legt er dem unglücklichen Volke sein göttliches Geschenk in die Hand. Kurz bevor sich dies ereignet, ist Goethe, seinerseits noch Zeuge einer Welpenkirchweih, den nämlichen Weg gefahren und hat sein poetisches Reisegut, die Sage vom Tell, in seiner Seele geborgen, die der Glanz des Berglands mit sanften Wonnen füllt. Es war eine feine und gerechte und dichterisch glückliche Tat, Schiller unter die Helden dieser schweizerischen Festspiele aufzunehmen. Sein Teil an unseren vaterländischen Festfreuden und überhaupt Gefühlserebungen ist nicht abzumessen. Die Geburt seines Wilhelm Tell gehört neben die Entscheidungstaten unserer Historie. Und da naturgemäß die selig überraschten Tremdlinge und Dichter, Goethe sowohl als Schiller, das Bergland in den herrlichsten Worten preisen, so ist für die Festspiele die Einlage eines strahlend ausgebreiteten Landesbildes gewonnen; aus dem kriegerischen Wogenang hebt sich ein Eiland der Ruhe. Das Schillerfestspiel an sich ist reich und auf kleinem Raum ein Stelldichein von Schicksals- und Geistesmächten, von Idyll und Kampffzene, von Traum und Wirklichkeit, womit ich Goethes und Schillers Auffassung vom Hirtenglück und seine vom schweizerischen Dichter dargestellte Wildheit meine. Humor und Tragik begegnen sich. Ueber der Tragik eines Volkes steht diejenige eines Genies. Ueber dieser seine, des Genies, göttliche Begegnung, sein Sieg und sein Triumph. Adolf Frey hat die Ausdrucksweisen beider deutscher Dichter meisterlich nachgeschaffen und seine eigene plastische Kraft nur diskret zu immerhin spürbarer Erhöhung gebraucht. Gar wohl verträgt aber die Kraft und der Ausdruck in den Reden der bedrängten Landleute (der Schmerz eines sich verloren gebenden Volkes liegt darin) die Nachbarhaft des Schillerstils. Und ihre heldenmütige Haltung gibt dem Sänger Tells recht.

Eine Kantate beschließt die Festspiele Freys. Sie gibt die Stimmung eines schweizerischen Fest- und Ehrentages vollendet wieder. Die stofflichen Voraussetzungen sind die schönsten: die Ahnen, vom Donner der Geschütze geweckt, steigen „empor zum goldenen Strahl“. Sie sehen den Dank und die Liebe der Enkel und dürfen ihre eigene Treue fundun:

„Dah wir euch, den Enkeln, uns verbünden,
Die ihr fromm an unsren Grüften schreitet

Und die Banner in die Lüfte spreitet,

Die von unsren hundert Siegen künden...“

Mit den Vätern erwacht ihre Sorge um das Land. Sie nützen ihre kurze Frist, mahnen und warnen, und das lezte Wort der vom Tode überwundenen Helden ist Klage:



Henry van Muyden, Genf.

Die Raft (Tempera, 1912).
Motiv aus Savoie im Wallis.

„Labsal ist's, in hohen Tempelräumen
Wähnruhm und Bildnis zu beschauen
Und die Vätergrößen fortzuträumen —
Doch die Jahre ziehn, die Zeiten brauen!
Seid ihr entschlossen, seid ihr bereit?
Seid ihr gewappnet zum blutigen Streit?
Seid ihr gerüstet mit Waffen und Wall?
Denn in der Drangsal und in den Stürmen
Können wir euch nicht schützen und schirmen —
Ach, wir sind nur Schatten und Schall!“
Dann aber gewinnt die Freude die Oberhand. Strom- und Berggeister verkünden die Herrlichkeit des Vaterlandes und weihewoller Gesang aller Eidgenossen gelobt ihm ewige Treue ... Dem höchsten Schwung schweizerischer Seele und Landschaftsseele antworten in dieser Kantate der Schwung und hinreißende Wechsel des Rhythmus, die Bilderglut, die musikalische und plastische Vollendung der Sprache.

Anna Fierz, Zürich.

Dramatische Rundschau II.

Victor Hardungs „Godiva“.

Mit einem Bühnenbild.

Als ich das Treppenhaus des Provinzialmuseums in Amiens herunterstieg, das der Fremde wegen seines epischen Wand- schmuckes von der Hand und der Seele des großen Puvis de Chavannes besucht, ließ ich, wie es einem passieren kann, unvorsichtigerweise die Augen, die für den Augenblick nichts mehr hätten betrachten sollen, seitlich abpringen, wo aus einem der offenen Säle der Gemälde- sammlung ein weiblicher Alt zu Pferde sie interessierte. Einer Weihetunde wie die eben gelebten sollte man durch bessere Disziplin sich würdig zeigen. Ich machte mich denn auch gleich davon und hinaus, aber in das Nachklingen der restlosen Freude an künstlerischem Offen- barungsgenius hatte sich ein schaler Ton gemischt.

Die nackte Reiterin stellte Lady Godiva dar. Es war natürlich nicht schlecht gemalt. Es war auch nicht ein bloßer Alt, was



Henry van Muyden, Genf.

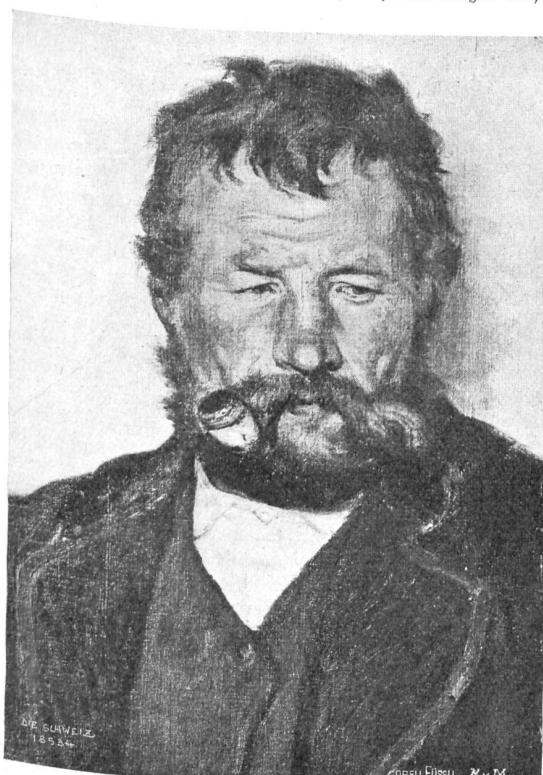
Alter Savieler (Delsstudie).

dem Thema gegenüber nicht nur eine Banalität, sondern nicht mehr und nicht weniger als ein Zynismus gewesen wäre. Der Künstler hatte etwas ergreifend Dramatisches in Ausdruck und Haltung der Unglücklichen gebracht, das mit der grauen Leblosigkeit der Gasse, wenn diese auch erwartungsgemäß nicht mit aller Diskretion behandelt war, nicht übel kontrastierte.

Es wird aber Zeit sein, an die Geschichte, um die es sich handelt, zu erinnern. Es ist eine Art Wette. Graf Leofric von Coventry will seinem ausgesogenen Volk die neue Steuer erlassen, wenn dessen Fürbitterin, seine schöne Gemahlin, am hellen Tag nackt durch die Stadt reitet; sie aber nimmt ihn beim Wort. Die Sage fixiert den Vorgang sehr präzis. In die Charakteristik des angelsächsischen England in der letzten Zeit vor der romanischen Regeneration durch die Normannen, in diese Zeit sozialer Not, adeligen Lotterlebens und clerikaler Abstumpfung mag sich die Geschichte wohl fügen.

Tennysons reine Muse hat sie durch die Welt getragen. Menschlich, daß mehr als ein Maler sich von ihm inspirieren, d. h. in diesem Fall: verleiten ließ. Vor seinem Gedicht wird sofort das eine klar: daß nur der Dichter diesem Vorwurf gerecht werden kann und daß der bildende Künstler ihm ungestrafft nicht naht, daß er nicht Hand an ihm legt, ohne den zarten Schmelz zu zerstören.

Der Graf will ihre Fürbitte für die jammernden Mütter und darbenden Kleinen nicht ernst nehmen. „Euch würd' es nicht am kleinen Finger weh tun für ihresgleichen!“ „Aber ich würde für sie sterben.“ Er lacht und verschwört sich. Geschwätz, meint er, mit dem Diamant an ihrem Ohrgehänge ländeht. „Probier es, was ich nicht tun würde!“ Da scherzt der ungeschlachte Herr: wenn sie nackt durch die Stadt ritte, dann widerriefe er die Steuer. Das Mitleid hat sie schon zu scharf gepackt, als daß sie nicht, nach schwerem Kampf, sich entschließe. Sie heißt den Herold die harte Lösung verkünden und daß nun kein Fuß die Straße schreiten solle, kein Auge niederschauen, daß alle sich drinnen halten sollen hinter verschlossenen Türen und Fenstern. Wie schildert nun der englische Dichter den Vorgang des zarten Opfers:



Henry van Muyden, Genf. Savieler Bauer (Delsbildnis 1911).